

Der Übersetzer



Herausgegeben vom Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V. und der Bundessparte Übersetzer des VS in der IG Medien

München
Jan. - März 1996
30. Jahrgang, Nr. 1

Wolf Harranth

Zur Schlechtbleibreform

Vortrag, gehalten auf dem 27. Bergneustädter Gespräch 1995

Man sollte stets zuerst das Kleingedruckte lesen. Also beginne ich mit dem

Beipackzettel alias Disclaimer:

Ausgerechnet ich soll etwas zur Rechtschreibreform sagen (die im Tagungsprogramm Rechtschreibreform heißt, mit Fugene als heimlichen Imperativ)? Ausgerechnet ich einfacher Schriftbürger, der nicht einmal ein Hauptwort von einem Substantiv unterscheiden kann? Oh, denke ich (mit stummem h nach dem o und Komma), wer aller muß da bereits abgesagt haben! Es folgen also Aussagen eines Notnagels, nicht eines Experten, und daher sind auch allfällige orthographische Mängelrügen bitte schön beim Korrektorat dieser Publikation zu deponieren.

I

Die internationalen Bemühungen zur Schaffung einer deutschen Einheitsrechtschreibung feiern demnächst ihren 120. Geburtstag. Der erste Anlauf, in Berlin, 1876, war ein Flop. Da hatten sich die Leute zu viel vorgenommen. Erst die zweite Rechtschreibreform, jene, die noch immer gilt, jene von 1901, wieder in Berlin, führte zu einem bescheidenen Kompromiß. Seither schreiben wir *Tür* ohne h und *parieren* mit ie und wissen angeblich, wann ein Wort mit ß geschrieben wird und wann mit s oder ss. 1902 und dann wieder 1955 wurde das Werk für Schulen und Behörden vorläufig für verbindlich erklärt - vorläufig: da haben die Deutschen etwas von uns Österreichern gelernt: Bei uns ist bekanntlich nichts so definitiv wie das Provisorische und nichts so provisorisch wie das Definitive. Aber das Regulatorische von 1901 war ein Werk der Preußen, und das dürften die Bayern nie verwunden haben, denn das zahlen sie ihnen jetzt heim. An der ersten Einheitsrechtschreibung hatten deren Schöpfer neunzehn Jahre lang gebastelt, an der derzeit aktuellen Reform werkelt man mittlerweile exakt ebensolang. Schlecht Ding braucht eben Weile. 1975 fingen die Experten an, 1984 übernahm die Kultusministerkonferenz die Chose, 1988 wurde ihr erster Vorschlag abgeschmettert (konsequente Kleinschreibung, *keizer* mit eiz, da sei die Republik vor! und auch sonst lauter Quatsch mit Soße - *Kwatsch* womöglich mit kwat und *Sosse* mit Doppel-s). Buhrufe allerorten also wie schon weiland 1876. 1990 kam einer der vier Mitmachstaaten abhanden; im November 1994 lag der Entwurf eines abgemagerten Reförmchens vor: 112 Regeln (statt 212) und ein Verzeichnis von 12.000 Wörtern. Österreich und die Schweiz sagten brav ja und amen dazu; im September 1995 sollten auch die deutschen Kultusminister ihr Amen sagen - ja und amen klein, ihr Amen groß - und sie sollten ihr Kreuz darüber machen, aber kreuzsensibilisiert legte da der Herr Hans Zehetmaier plötzlich sein bayerisches Veto ein - böse Zungen

Wolf Harranth, dem wir für die Erlaubnis zum Abdruck seines Vortrags herzlich danken, übersandte uns das Manuskript mit dieser Anmerkung: „Ich sehe mich außerstande (außer Stande), das ganze (das Ganze) aus eigenem (aus Eigenem) orthographisch (ortografisch) hinzubekommen (hin zu bekommen) /, und wünsche Ihnen (ihnen) daher viel Spaß (Spass) beim checken (tschecken).“ Dem hat die Red. nichts hinzuzufügen!

behaupten: weil der *Heilige Vater* fortan mit einem kleinen h geschrieben werden soll -, denn wenn schon eine *Katastrophe*, dann schon keine mit f. Am 27. Oktober 1995 haben seine Kollegen die ganze Geschichte in Lübeck erstmal definitiv provisorisch vertagt, womit es wieder heißt: Rechtschreibung, bitte warten. Nix wird aus dem Termin 2002, nach fünf Jahren Übergangsfrist mit Vorzugsschreibung von *Rytmus* und *Reuma* und *Retorik* undsoweiter bei allmählichem Verstummen des stummen h. Und weiterhin muß ich also die *Duden-Redaktion* mit Bindestrich schreiben und den *Bismarckhering* ohne, obwohl beides gleichermaßen nur eine Geschmacksfrage ist.

II

Das Reizwort Duden ist gefallen. „*Konrad, sprach die Frau Mama, ich geh aus, und du bleibst da*“ und kümmerst dich um die deutsche Muttersprache - eine fatale Entscheidung unserer Sprachmutter. Wie komme ich eigentlich dazu, mich von einem privaten Buchverlag schurigeln zu lassen, nur weil der Herr Duden, Gymnasialdirektor in Hersfeld, 1880 ein „Vollständiges Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache“ herausgebracht hat? Heute freilich feixe ich schadenfroh (müßte das nicht eigentlich „schadensfroh“ heißen?): Da hat nun der Herr Duden für 1996 mit geschätzten 20 Millionen Exemplaren seiner neuen Nachschlagewerke kalkuliert, hat sie fix und satzfertig - und jetzt dieser Nachschlag aus dem *Restaurant* (Resto-rant!) der Kultusköche! So ein Schock für Konrad! Diese Bürohengste! (Schock aber bitte nicht als *Choc* und Büro nicht als *Bureau*; das haben wir aber nun wirklich hinter uns! - Dies nur als kleiner Schlenker, daß alles letztlich nur Gewohnheitssache ist; eine Frage von ein, zwei Generationen, und wir lächeln darüber, daß man *Schiffahrt* einmal mit bloß zwei f geschrieben hat.)

Andererseits: Gelegentlich sorgen diese Regelwerke auch für vernünftige Lektüre. Ich beginne beim gelben Duden, dem aus Mannheim. Darf ich Ihnen meine Lieblingsstelle vorlesen? Sie steht bei der Regel 71, Anredepronomen:

Lieber Bruder, seit Du Dich mit der Firmenkasse und der Sekretärin Deines Chefs nach Südamerika abgesetzt hast, hat Deine Familie Deinetwegen einige Unannehmlichkeiten gehabt. Wir hoffen, daß Ihr Euch inzwischen an das Klima gewöhnen und Euer Vermögen gewinnbringend anlegen konntet.

Im roten Duden, dem aus der Ex-DDR, ist dergleichen nicht zu finden. Er ist übrigens im Wortteil erstaunlich inhaltsgleich mit dem gelben, nur das Regelwerk ist anders formuliert, noch dazu so allgemeinverständlich, daß man fast zu der irrtümlichen Schlußfolgerung gelangen könnte, es stünde tatsächlich eine Logik dahinter. Meine Lieblingsstelle im roten Duden gehört zur Regel 326, ist - wohl unbeabsichtigt - wunderhübsch subversiv, wenn man sie ohne Gänsefüßchen rezitiert, und lautet:

Sie lasen „Das Kapital“ oder das „Kapital“ oder Das

Kapital, weniger empfehlenswert: das Kapital. (Titel des Werkes: Das Kapital.)

Ich weiß nicht, ob die Eidgenossen über ein speziell deutsch-schweizerisches Regelwerk verfügen, mit sächlichen Mädchen (*das Heidi*) und Festtagen, die wie eine Briefanschrift klingen (*an Ostern, an Weihnachten*) und in dem steht, warum das β zugunsten des *ss* ins Nirwana geschickt wurde. Für uns Österreicher jedenfalls gibt es ein eigenes Werk. Sein Ahnherr waren die „Amtlichen Regeln nebst Wörterverzeichnis“ aus 1876; 1951 ist es erstmals erschienen, das ÖWB als „Wörterbuch der guten, richtigen Gemeinsprache“. Die letzte, die 37. Auflage erschien 1990 und enthält 40.000 Stichwörter, die belegen, was und wie wir alles schreiben könnten, wenn wir dürften, das heißt: Wenn uns der große Bruder von nebenan nicht an die Kandare nähme. Das ÖWB zeigt sich in schlichtem Grau - es ist also gräulich - und hier ist mein Lieblingszitat daraus, und zwar aus der Erstauflage, aus der Liste „unösterreichischer und aus Deutschland importierter Wörter“, deren Gebrauch man, patriotisch gesinnt, hierorts tunlichst einer Hintanstellung unterziehen möge:

Anschrift, barfuß, beachtlich, Biest, erneut, Müll, Rundfunk, Schaffner, Weste und Soziussitz.

Was lernen wir aus diesem Beispiel, wenn wir es ein wenig weiterdenken?

Erstens: Im Zeitalter der elektronischen Massenmedien entwickelt sich die Sprache über die Köpfe der Gelehrten hinweg; die Firma Wenzel-Lüdecke-Synchron in Berlin etwa, der wir die Eindeutschung vieler amerikanischer Seifenopern verdanken, normiert via Mattscheibe die deutsche Umgangssprache nachhaltiger als jede Kultusminister-Konferenz, und quasi nebenbei gerät dabei der reiche Fundus der Regionalsprachen unter die Räder (sie sind ohnedies ein bevorzugtes Opfer jeder Rechtschreibreform).

Zweitens: Die Staatsmacht kann eine orthographische Norm nur in zwei Bereichen für verbindlich erklären - für den Schriftverkehr ihrer Behörden und für den Schulunterricht. Die Zeiten, da dies ein de-facto-Monopol in Sachen Sprachmacht bedeutet hat, sind vorbei.

III

Also gut, endlich zur Sache. Kommen Sie mit auf eine Exkursion, in der ich fast ausschließliche Beispielsätze aus dem Duden zitiere.

Was uns die Rechtschreibung vor allem vergällt, sind die sagenhaften Ungereimheiten bei der Klein- und-Großschreibung, bei der Zusammen- und Getrenntschreibung, bei der Zeichensetzung - oh, du verflixtes Komma! - und bei der Silbentrennung. Die richtige Schreibweise einzelner Wörter, vor allem bei Fremdwörtern, sorgt zwar - wie die jüngsten Ereignisse zeigen - für die größte Aufregung, ist aber im Grunde genommen eher ein Nebenschauplatz unserer Nöte.

Zeichensetzung

Da wird nun endlich von Amtes wegen eingegriffen. Was bisher gilt, ist nämlich ausnahmslos ein Werk der Duden-Redaktion, der Großmeisterin in Spitzfindigkeiten. Hier sind einige Komma-Spielereien:

- Nebengeordnete Sätze

Es ging besser als erwartet. - Es ging besser, als wir erwartet hatten. -- Komm so schnell du kannst. - Komm, so schnell, wie du kannst. -- Wir haben mehr Stühle(,) als nötig sind. (Regel 104)

- Satzwertige Infinitive und Partizipien

Verschmitzt lächelnd schaute er zu. - Aus vollem Halse lachend, kam er auf mich zu. (Regel 105/106) Es ist der schönste Sieg, sich selbst zu besiegen. - Sich selbst zu besiegen ist der schönste Sieg. (Regel 107)

- Nebengeordnete selbständige Sätze kontra Nebensätze gleichen Grades

Als der Mann in den Hof trat, bellte der Hund, und die Gänse schnatterten. (Regel 109). Sie sagte, sie wisse Bescheid und der Vorgang sei ihr völlig klar. (Regel 112)

Selbst so einfache Satzzeichen wie der Zwietspitz bereiten mir Probleme. Sie wissen nicht, was ein Zwietspitz ist? „Der Sprachpfleger“ klärt Sie auf. Das ist ein bescheidenes Mitteilungsblatt, das ich trotz mehrerer Anläufe nie abonnieren konnte und daher jahrelang bei der Zeitschriftenschau der Frankfurter Buchmesse klauen mußte. Es wettet in schönster Fraktur gegen die Fremdwörterei, hat auch den Punkt als Übeltäter enttarnt und zum *Tupf* umbenannt, den Strichpunkt folglich zum *Halbtupf*, den Doppelpunkt zum *Zwietspitz*.

- Groß oder klein weiter, das ist hier die Frage:

Der Wald, die Felder, der See: all das gehörte früher einem einzigen Mann. (Regel 49) Das Sprichwort heißt: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. (Regel 47)

Für den Bindestrich braucht der Duden fünf Spalten. Kleine Strich-Revue:

Eine Chance, Auto und radzufahren. - Eine Chance, rad- und Auto zu fahren. (Regel 32) Ein Ich-Roman wird in Ichform geschrieben, er ist in seiner Ichsucht ich-bezogen. (Regel 33) Für die einen ist es zum Aus-der-Haut-Fahren, für die anderen zum Sichausweinen. (Regel 42)

All dieser Mumpitz soll angeblich die kommende Reform überleben. Neu ist nur, daß Ziffern in Zusammensetzungen grundsätzlich mit Bindestrich verbunden werden:

8-jährig, 20-DM-Note

Grundsätzlich? Fast. In Suffixen jedenfalls nicht; da heißt es z.B.:

8fach.

Übrigens: Ich wünsche mir vom Christkind eine Schreibmaschine und einen Computer mit getrennten Tasten für den Binde- und den Gedankenstrich.

Silbentrennung

„Getrennt wird nach Sprechsilben“. Vier Wörter für die Regel, vier Duden-Spalten für die Ausnahmen. Um ein Wort richtig trennen zu können, müssen Sie auf klassische Morpheme spezialisierte Altphilologe sein.

Sie nicken wissend. Sie schmunzeln. Sie wissen schon, was jetzt kommt, und sind gewappnet. Also gut, teilen Sie:

Pädagogik (die Kinderquälerei), *Pädiater* (der Kinderarzt), *Päderast* (der Kinderschänder) und *Pädophilie* (der auf Kinder gerichtete Sexualtrieb Erwachsener).

Haben Sie: *Päd-agogik*, *Päd-iater*, *Päd-erast*? Brav. Haben Sie aber auch *Päd-ophilie*? Falsch. *Pä-do* muß es heißen. Bis man *An-ek-do-te* und *an-omal* und *Pan-ora-ma* gelernt hat, ist man reif für den *Psych-ia-ter*.

Heutzutage kommen Fremdwörter nicht mehr aus dem Altgriechischen, sondern aus dem Neuenglischen. Damit hat Konrad wohl nicht gerechnet, die Computersintflut checkt er nicht mehr, da kommt er ins Schleudern. Trennen Sie einmal das Wort *swinging* in folgendem Satz:

Ganz swin-ging London tanzt zu den Klängen des Schla-gers „I'm swing-ing like a pendulum.“

(Regel 182: Eingedeschte Trennung beim Einzelwort, originalsprachlich bei zusammenhängenden Texten und Zitaten.) Beim Trennen trennen uns nicht nur die Fremdwörter von jeder Vernunft. Da genügt schon ein *h* wie *Ho-heit*, ein *sp* und *st*, ein *ß* und *ss* und - unübertroffen - ein *ck*! Trennen Sie mal *Bä-ker* und *bismarckisch* (*Bä-k-er*, *bis-mar-ckisch*).

Warum tut man uns dies alles an? (Achtung: *war-um* muß es heißen). Das Kommando in den Zeitungsredaktionen und, aber ja doch, auch in vielen Verlagen, haben doch längst die Algorithmen der Textverarbeitungsprogramme übernommen. Teilen Sie mal *Schlamassel*. Haben Sie *Schla-massel*? Dann sind Sie offenbar ein Mensch. Als Computer mit herkömmlichem Korrekturprogramm hätten Sie uns eine *Schlamm-assel* bescheren müssen.

Groß- und Kleinschreibung

Schreiben Sie: *Er trat als achter an und wurde Dritter*. Achter klein, Dritter groß. Schreiben Sie: *Die Bakterien tun das Ihre, um die Kartes zu beschleunigen*. Ihre groß. Warum das so ist? Keine Ahnung. Wir betreten jetzt den wahren Dschungel. Ich überlasse Sie Ihrem Schicksal und zitiere - zum Mitschreiben - ein paar Zeilen aus dem Artikel „Rechte Schreibung“ von Dieter E. Zimmer:

Man „steht auf dem Trockenen“, aber „sitzt auf dem trockenen“. Man „tut ein Gleiches“, aber „das gleiche“. Man „macht Pleite“, aber „geht pleite“. Man „behält recht“, aber „hält etwas für Rechtens“. Man „hat Angst“, aber „macht jemandem angst“. Man „hält Diät“ aber „lebt diät“. Man schreibt: „derartiges“, aber „etwas Derartiges“ ... „Karl ist der einzige“, aber „unser Einziger“; „im ganzen“, aber „ums Ganze“; „das Geringste, was man kann“, aber „das wenigste“.

Ist es da noch ein Wunder, daß man im dunklen tappt, weil man uns im dunkeln gelassen hat, in jenem Dunklen, in dem gut munkeln ist - zweimal klein, einmal groß?

Freuen Sie sich nicht zu früh: auch die neue Regelung pflegt die Fußängelei: im Vorhinein, aber von vornherein; ein Kleid in Blau, aber blau in blau; bei o-förmig und O-förmig haben wir die Wahl, aber o-beinig soll klein bleiben.

Zusammen- und Getrenntschreibung

Weiter durch den Dschungel, tiefer hinein ins Chaos. Ich gebe Ihnen zwei Faustregeln mit. Erstens: „In konkreter Bedeutung getrennt, in übertragener zusammen.“ Zweitens: „Wird das erste Wort betont, zusammen, sonst getrennt.“

Also: Der Nagel wird konkret *flach geklopft*, wer eins über die Rübe bekommt, wird im übertragenen Sinn *flachgeklopft*. Wieso aber dann prinzipiell *sauberhalten, kennenlernen, spazierengehen und Ski laufen, Klavier spielen, Karten spielen*?

Wie wenig verlässlich die Regeln sind, erfahren wir im Duden spätestens aus dem *Kleingedruckten*. Sie wissen natürlich, daß das zusammengeschieden gehört, uns also keine Schwierigkeiten bedeutet - ein *klein gedruckter* bzw. *kleingedruckter* Text hingegen schon:

„Zusammen schreibt man ‘klein’ mit dem folgenden 2. Partizip oder mit dem folgenden Adjektiv, wenn die Verbindung eigenschaftswörtlich gebraucht wird (nur das erste Glied trägt Starkton): *Kleingedruckt*. Getrennt schreibt man, wenn die Vorstellung der Tätigkeit vorherrscht oder wenn das Adjektiv ‘klein’ näher bestimmt wird (beide Wörter tragen Starkton): *klein gedruckt*. Das gilt auch immer, wenn beide Wörter aussagend stehen: der Text ist *klein gedruckt*. ... Vom folgenden Verb schreibt man getrennt, wenn beide Wörter in selbständiger Bedeutung gebraucht werden oder ‘klein’ (in Verbindung mit Gradadverbien) eigenen Satzgliedwert hat (beide Wörter tragen Starkton): *Das ist aber sehr klein gedruckt*. Zusammen schreibt man, wenn durch die Verbindung ein neuer Begriff entsteht (nur das erste Glied trägt Starkton)...

Da sind wir nun wieder beim *Kleingedruckten*. Alles klar? Oder eher kleinkariert.

Fremdwörter

Die Franzosen haben 1994 mit einem eigenen Gesetz, der *loi Toubon*, Anglizismen aus dem amtlichen und öffentlichen Sprachgebrauch verbannt. Wir haben dem nichts Vergleichbares entgegenzusetzen, aber die Wörterflut steigt, und wir halten es mal so, mal so. Manchmal setzt sich ein deutscher Begriff durch, wie etwa das scheußliche *Schnurlostelefon*, aber zur Handgurke sagen wir *Handy*. Wird daraus einmal ein *Händi* werden? Was macht ein Sponsor? *Sponsort* oder *sponsert* er? Und wie lautet der Plural von *Walkman*? Und wann fordern die Feministinnen endlich kategorisch die *Hardlinerin* ein oder die *Bodyguardin*? Warum soll ich *Babys* mit *y* schreiben, *Oldies* aber mit *ie*? Ach ja, und der Computerjargon: Wir sagen *Treiber* für *driver*, nur weil das so ähnlich klingt, aber wir sagen

Laufwerk für *drive*. Wir sagen: *das Notebook/die Notebooks* - aber wir sagen auch: *der User/die User* und nicht: *die Users*. Ein *Layout* ist was Schönes - aber was hat der oder die gemacht, der oder die es gemacht hat? *Outlayed? Outgelayed? Gelayoutet?* Manchmal gelangen wir dank der Werbesprüche erst auf einem Umweg zur deutschen Lösung. Da gab es zunächst das CD-ROM-Laufwerk. Sobald es sich doppelt so schnell drehte, wurde es zum *Doublespeed-Laufwerk*. Nochmal eine Verdoppelung der Drehzahl, und uns wurde ein italienisch-englisch-deutscher Euro-Terminus vorgesetzt: *Quattro-Speed-Laufwerk*. Mittlerweile sind wir aber beim rein deutschen *Sechsfachlaufwerk* angelangt.

Folgerung: Nicht „die Sprache“ entwickelt sich, quasi von selbst, sondern „jemand“ zwingt ihr neue Begriffe auf. Eine Handvoll Leute in Werbeagenturen, Zeitungs- und Fernsehredaktionen nützen schamlos die Narrenfreiheit, die wir, die nachplappernden Papageien, ihnen gewähren. Und hinterhergelaufen (hinterher gelaufen?) kommen die eifrigen Sprachwissenschaftler, kehren die Neologismen auf ihre Kehrichtschaukel und veredeln sie per Aufnahme ins Wörterbuch. So wird die arme deutsche Sprache durch immer mehr immer weniger eingemeindete Fremdwörter reicher. Die Regelsetzer haben sich schon bisher schwer getan (schwergetan?) und uns viele Bastarde beschwert: *Guerilla* mit nur einem r, das *Kommuniqué* mit K. Die *Affaire* haben wir zur *Affäre* eingelautet, nicht aber die *Saison* zur *Säson*, und der *Klaun*, der sich ohneweiteres lautgerecht schreiben ließe, bleibt ein *Clown*. Nun haben sie, die Regelsetzer, vor, die Sache besser in den Griff zu bekommen. Das sieht dann so aus - Beispiel th: im allgemeinen Wortschatz soll es zu t werden, im Bildungswortschatz bleibt es beim th. Die Logik sieht so aus: *Rytmus*, da allgemeiner Wortschatz; *Thema*, da Bildungswortschatz. Und bei den Übergangsregeln herrscht die Komik: *Biografie* vor *Biographie*, *Stenografie* vor *Stenographie* - aber *Orthographie* und *Geographie* vorrangig mit ph.

IV

Ein kurzer Abstecher zur österreichischen Sprache

Nein, keine Neuauflage der Frankfurter Schwerpunkt-Diskussion, ob es uns denn überhaupt gibt, und wenn schon, dann ob mit eigener Sprache. Lassen wir es mit dem Hinweis bewenden, das Österreichische sei die Sammlung all seiner Dialekte, Soziolekte und stilistischer Eigenarten, und nehmen wir das Alpenländische nur als *Beispiel* dafür, wie ganz allgemein eine Schutzfunktion für regionale Sprache eingespannt ist zwischen die beiden Extreme der Identitätsstiftung und der Förderung des Provinzialismus. Von einem Lektorat wie vom Regelwerk müßte man daher weniger Sprachimperialismus und mehr Toleranz fordern dürfen. Ist es denn nicht schizophoren, daß ich als österreichischer *Autor* die Nuancenvielfalt meiner Heimatsprache voll ausschöpfen darf, als österreichischer *Übersetzer* aber zum Synchrondeutsch von SAT1 und RTL verdammt werde, nach dem Motto: Vor Austriazismen hüte uns der Gottseibeius? Eine *Frittatensuppe* schmeckt mir, aber eine *Pfannkuchenstreifen-Kraftbrühe* vertreibt mir den Appetit.

Wir Österreicher sagen eben: *Ich bin* gestanden, denn wir sind gestandene Männer und Frauen. In Deutschland sagt man: *Ich habe* gestanden - wahrscheinlich, weil das ein Grund zur Strafmilderung ist.

Oder: Ein Paradebeispiel für die uns trennende gemeinsame deutsche Sprache ist eben die unterschiedliche Betrachtung von *Sessel* und *Stuhl*. Lassen Sie uns doch die Freude! *So* konsequent ist man in Deutschland ja auch wieder nicht. Oder nennen Sie den Vatikan den Heiligen Sessel, fahren mit dem Stuhllift auf den Berg und freuen sich beim Stoffwechsel über guten Sesselgang?

Im Gegenzug haben wir der Bundesrepublik immerhin ein österreichisches Wort geschenkt, das hierzulande nun in aller Munde ist wie Amalgam: das Wörtchen *eh*. Herzlichen Dank, lieber „Spiegel“! Die neue deutsche Einheitsrechtschreibung

gesteht uns im Regelwerk nur sehr wenige Ausnahmen zu: *Kücken* neben *Küken*, na ja, das zur Not schon; aber das Fugens im *Schweinsbraten*, *Verbandskasten* und *Gesangsverein* will man uns nicht länger gönnen. Dabei könnte derlei den Bundesdeutschen Wurst sein (eine Bezeichnung übrigens, bei der wir noch nicht wissen, ob sie mit großem oder kleinem w geschrieben werden soll).

V

Der langen Rede kurzer Sinn

Was dürfen wir mit Fug und Recht, wenn auch naiv, von einer Rechtschreibreform erwarten, was von ihr fordern?

1. Möglichst wenige Regeln, möglichst wenige Ausnahmen

Je einsichtiger und eindeutiger das Regelwerk für den korrekten Gebrauch der Sprache und ihrer schriftlichen Fixierung ist, um so besser kann es im Schulunterricht vermittelt und von einer möglichst breiten Bildungsschicht im Alltag praktiziert werden. Sprach- und Schriftpflege ist ein gesellschaftspolitischer Auftrag.

2. Toleranz gegenüber der Eigendynamik der Sprachentwicklung

Das Regelwerk muß ausreichend schmiegsam sein, um die dynamische Entwicklung - sich ändernde Sprech- und Schreibgewohnheiten, Neologismen, Übernahme von Fremdwörtern usw. - verkraften zu können, ohne daß in der Realität immer neue Ausnahmesituationen geschaffen werden. Es soll das sprachschöpferische Potential, das sich insbesondere in der Literatur und über die Massenmedien manifestiert, ermutigen, nicht einschränken.

3. Kein Monopol für private Institutionen

Sprach- und Schriftpflege ist eine öffentliche Angelegenheit. Das Regelwerk muß von öffentlichen Einrichtungen festgelegt und fortgeschrieben werden. Einzubeziehen sind insbesondere jene Kräfte - hier sind vor allem die Print- und elektronischen Massenmedien zu nennen -, die zu seiner Popularisierung und Etablierung wirksam beitragen können. Hier ist ein demokratischer Prozeß zu fordern: keine sture staatliche Verordnungsdiktatur, sondern ein aus der Achtung gegenüber der Sprache und gemeinsamer Selbstverpflichtung an ihr geleisteter Dienst. Wer heutzutage effektiv Sprache schafft und durchsetzt, so oder so, soll in die Pflicht genommen werden.

4. Kontinuierliche Adaptierung des Regelwerks

Die kontinuierliche Beobachtung der Sprachentwicklung durch eine öffentliche Institution könnte zu einer zunächst unverbindlichen Regelung in Einzelfällen führen - und nach angemessener Übergangsfrist zu einer definitiven Festlegung. Statt den Wildwuchs im Abstand von Dezennien durch artifizielle Reformen zu bändigen, würde man in diesem Fall - wenngleich unter Preisgabe eines absoluten und unverrückbaren Regelwerks - der Tatsache Rechnung tragen, daß die Sprache lebt und sich nicht einem vorgegebenen Bestimmungskorsett unterwirft.

5. Freiheit den Grenzgängern

Wer die Welt aus der Sprache zu begreifen und zu beschreiben versucht - sei es als eigenschöpferischer Autor oder als nachschöpfender Übersetzer - wird das Recht einfordern, aus gegebenem Anlaß die vom Regelwerk vorgegebenen Grenzen zu überschreiten. Dieses Recht darf von keiner Institution - seien dies nun etwa offizielle Sprachregler oder nachvollziehende Verlagslektorate - beschnitten werden.

27. Bergneustädter Gespräch 1995 Übergabe des Hieronymus-Rings von Ruth Achlama an Hartmut Fähndrich

Laudatio von Ruth Achlama

Lieber Hartmut Fähndrich, liebe Kollegen und Kolleginnen, geehrte Anwesende,

bei der Übergabe des Hieronymus-Rings mischen sich Abschiedsschmerz und glückliche Erleichterung auf seiten des Übergebenden mit freudigem Stolz und leichter Beklommenheit auf seiten des Empfängers. Wie bewegend, von Kollegen aus den eigenen Reihen erkoren zu werden - aber wie zu gegebener Zeit den würdigen Nachfolger, die würdige Nachfolgerin finden? Wohl dem, der schon bei der ersten Mitteilung insgeheim einen Namen parat hat - wie ich seinerzeit vor gut zwei Jahren. Doch selbst dann bleiben noch hinreichend Sorgen, bis man der Fährte diskret nachgegangen ist.

Ich habe zu rekapitulieren versucht, wann ich wohl beschloß, mir den Namen Hartmut Fähndrich einzuprägen - bei meinem katastrophalen Namensgedächtnis kein ganz leichtes Unterfangen. Es waren wohl die ersten beiden Bücher der palästinensischen Schriftstellerin Sahar Khalifa - „Der Feigenkaktus“ und „Die Sonnenblume“, 1983 bzw. 1986 beim Schweizer Unionsverlag erschienen - die mich zuerst aufmerksam machten. Wie kam ich - seit 1971 Jüdin, seit 1974 in Israel verheiratet und schon als Schulmädchen eine begeisterte Anhängerin des zionistischen Aufbauwerks - zu einem überdurchschnittlichen Interesse für arabische Literatur? Hier sind wohl mehrere Quellen zu gemeinsamem Strom zusammengefloßen. Erstens die sachliche Erkenntnis, daß Israel von arabischen Staaten umringt ist und zudem eine erhebliche arabische Minderheit besitzt. Zweitens die Besatzungssituation, die mit den Jahren immer unerträglicher wurde. Drittens mein solidarisches Mitgefühl für die um ihre persönliche Freiheit und körperliche Unversehrtheit ringenden arabischen Frauen. Viertens der Friedensprozeß, 1979 zunächst mit Ägypten, jetzt mit Jordanien, den Palästinensern und womöglich weiteren arabischen Staaten. Fünftens mein Interesse für die einzige andere lebende semitische Sprache neben dem Hebräischen und die Darstellung vertrauter Orte, Landschaften und Probleme aus anderer Sicht.

Als ich 1983 das hervorragende Buch der türkisch-amerikanischen Autorin Naila Minai „Women in Islam“ übersetzte, das im Deutschen den Titel „Schwestern unterm Halbmond“ erhielt, las ich mich zunächst tiefer in die Problematik arabischer Frauen und Mädchen ein. Zusätzlich sensibilisiert durch die Erschütterung über den Libanonkrieg von 1982, die immer intensiver werdende israelische Siedlungspolitik und die subtilen, aber durchaus spürbaren Versuche der damaligen Likudregierung, oppositionellen Bürgern einen Maulkorb zu verordnen, begann ich bei Deutschlandbesuchen nach arabischer Literatur Ausschau zu halten.

Dabei entdeckte ich zunächst den erwähnten Schweizer Unionsverlag mit seiner Reihe „Dialog Dritte Welt“. Ab und zu gelang es mir, ein Verlagsprospekt zu ergattern, und Anzeigen in der ZEIT informierten über weitere Bände.

Im Sommer 1992 stieß ich in einer großen Berliner Buchhandlung, die ich wegen ihrer reichen Auswahl an zionistischer, jüdischer und hebräischer Literatur aufgesucht hatte, nebenbei auch auf eine neue Fundgrube moderner arabischer Literatur - ich entdeckte den Schweizer Lenos Verlag! Da man, schon wegen begrenzter Finanz- und Muskelkraft, nicht alle Bücher auf einmal kaufen kann und ich auch erstmal die politische Ausrichtung meiner neuen Entdeckung testen wollte, erwarb ich nur ein Buch, das letzte aus der Feder des 1972 umgekommenen palästinensischen Schriftstellers Ghassan Kanafani - zwei Kurzromane, der eine von Hartmut Fähndrich übersetzt. Der beiliegende Verlagsprospekt enthielt zwar außer Werken desselben Schriftstellers keine weiteren Übersetzungen aus dem Arabischen, lockte mich aber im selben Herbst an den Lenos-Stand auf der Frankfurter Buchmesse. Und als ich 1993 wieder dort war, wußte ich schon, daß ich Hartmut Fähndrich zwecks möglicher Übergabe des - noch gar nicht erhaltenen - Hieronymus-Rings nachspüren wollte.

Dieses jedoch wurde schwieriger als gedacht. Zunächst als Alleinübersetzungen angekündigte Bücher entpuppten sich beim Erwerb - die Titel mußten in Mannheimer Buchhandlungen

immer erst bestellt werden - als Gemeinschaftswerke. Im Unionsverlag wurde Sahar Khalifa jetzt von anderen übersetzt. In weiteren Bänden stammte nur noch das Nachwort von meinem Kandidaten. Und er wurde selbst zum Autor, mit der von Martin Lüdke in der ZEIT vom 2.12.1994 im Rahmen einer Machfus-Besprechung zu Recht empfohlenen Studie über den ägyptischen Nobelpreisträger (erschieden unter dem Titel „Nagib Machfus“ in der edition text und kritik, München 1991). Ich befürchtete langsam, Hartmut Fähndrich habe sich womöglich ganz der Forschung und Lehre an der Zürcher ETH und der Rundfunk- und Fernseharbeit zugewandt oder horte bereits petrodollarschwere Auszeichnungen aus den Ländern von Tausendundeine Nacht. Kurzum, mit Beginn dieses Jahres wurde mir mulmig, und ich begann vorsichtshalber Alternativen anzuvisieren.

Doch nein, weitere Bände bestätigten meine Wahl, und es kam das erlösende Signal, sie sei auch angenommen. Mit einem neuen Schub Lenos-Büchern aus Deutschland wieder in Israel eingetroffen, fand ich am Ende eines dieser Bände zu meiner Verblüffung eine lange Liste weiterer Titel, von deren Existenz ich trotz aller Fahndung nichts geahnt hatte und die mich doch wahnsinnig lockten. Was war da zu tun? Über eine israelische Buchhandlung bestellen, hätte doppelte Kosten bedeutet und auch noch monatelang gedauert - vermutlich wären die Bände jetzt noch unterwegs. Also faxte ich zaghaft an den Verlag, ob man vielleicht... gegen Verrechnungsscheck? Der Erfolg war überwältigend. Innerhalb knapp eines Monats landete das Schiffspostpaket mit dreizehn weiteren ansprechend aufgemachten Bänden der von Hartmut Fähndrich herausgegebenen Reihe „Arabische Literatur bei Lenos“ auf meinem Tisch. Wie Dagobert Duck im Geld wühlte ich plötzlich in arabischer Literatur, natürlich nicht alle von Hartmut Fähndrich übersetzt, manche nordafrikanische Autoren überhaupt aus dem Französischen, aber nun strebte ich schon Vollständigkeit an. Bis ich alles gelesen habe, wird es allerdings noch einige Zeit dauern...

Nach dieser langen Vorgeschichte möchte ich den neuen Träger des Hieronymus-Rings näher vorstellen.

„Hartmut Fähndrich, 1944 in Tübingen geboren, studierte Vergleichende Literaturwissenschaft und Islamwissenschaft in Deutschland und in den Vereinigten Staaten. Seit 1972 in der Schweiz, seit 1978 Lehrbeauftragter für Arabisch und Islamwissenschaft an der ETH Zürich. Für Presse und Rundfunk tätig.“ So lautet der Text, der in den meisten gebundenen Lenos-Bänden den Übersetzer vorstellt - übrigens eine höchst lobenswerte Praxis, die ich sonst nur von dem Frankfurter Alibababand und Dvorah-Verlag kenne. In neueren Bänden, die ich erst mit der letzten Sendung direkt aus der Schweiz erhielt, findet sich der erfreuliche Zusatz: „Für die Übersetzung des Romans 'Der Prüfungsausschuß' des ägyptischen Autors Sonallah Ibrahim (Lenos Verlag, 1987) wurde Hartmut Fähndrich 1988 mit einem Preis der Stadt Bern ausgezeichnet.“ Da der Hieronymus-Ring eigentlich für anderweitig noch nicht preisgekrönte Übersetzer gedacht ist, wollen wir die Berner samt Preis jetzt lieber gleich wieder vergessen, obwohl ich ihre Entscheidung voll unterstütze. Ich habe das Buch mit großem Genuß gelesen, noch ehe ich wußte, daß es einer gelehrten Jury ebenfalls angenehm gefallen war.

Hartmut Fähndrich hat über viele Jahre hinweg vor allem ägyptische und palästinensische Autoren in einer flüssigen, ungekünstelten Sprache übersetzt, die ständig zum Weiterlesen reizt - Romane, Kurzromane, Erzählungen der verschiedensten Schriftsteller und Schriftstellerinnen, wohl meist selbst ausgewählt, gegebenenfalls zu Anthologien zusammengestellt und als Rosine im Kuchen - mit vorzüglichen, knappen Nachworten versehen, die mich immer wieder faszinieren. Keine belehrenden Einführungen oder Vorworte, die dem Leser beim ersten Aufschlagen des Buches suggerieren, man werde das Werk wohl kaum verstehen und sollte daher lieber gleich die Finger davon lassen, keine länglichen literaturwissenschaftlichen Ergüsse, die

man pflichtschuldigst der Lektüre folgen läßt, sondern eine komprimierte und doch leicht lesbare, interessante Vorstellung des Autors und seines Werkes im Rahmen seines persönlichen und politischen Umfelds - engagiert, aber nie propagandistisch oder gar fanatisch. In den Genuß dieser Nachworte kommt man bei der von ihm herausgegebenen Lenos-Reihe gelegentlich auch dann, wenn der Text selbst anderen Übersetzern zu verdanken ist.

In diesem Zusammenhang sei noch einmal auf seine Studie „Nagib Machfus“ hingewiesen. Hartmut Fähndrich bringt hier ein wahres Kunststück zu Wege: In gerade mal 170 Seiten stellt er nicht nur Machfus und sein Werk so anschaulich dar, daß man am liebsten gleich sämtliche Bücher dieses großen Schriftstellers und seiner ebenfalls kurz angeführten wichtigsten ägyptischen Kollegen verschlingen möchte, sondern schildert auch seine kulturelle Umgebung, liefert einen kurzen Abriss der neueren ägyptischen Geschichte und behandelt gängige Kritiken - und das alles leicht verständlich und selbst für Literaturwissenschaftsmuffel wie mich spannend.

Die arabische Literatur hat es im deutschsprachigen Raum bisher ein wenig schwer gehabt, Interesse zu finden. Vielleicht wird Hartmut Fähndrich darüber aus berufenem Mund mehr berichten. Ich selbst möchte nur ein paar mögliche Gründe aufzählen, die mir eingefallen sind. Erstens haftet der arabischen Literatur leicht das Stigma Dritte Welt an. Damit verbindet sich die - gewiß oft unbewußte - Erwartung des Folkloristischen, Landestypischen, noch Entwicklungsbedürftigen. Behandelt der Autor oder die Autorin allgemeingültige Fragen der menschlichen Kondition, sucht er oder sie nach neuen Stilformen, gilt das in abendländischen Augen fast als Verrat an der eigenen Sache oder als „Verwestlichung“, was immer das sein mag. Zweitens hat meines Erachtens vieles, was im Gefolge des Sechstagekriegs und der Achtundsechzigerbewegung auf den Markt geworfen wurde, der seriösen arabischen Literatur nachhaltig geschadet. Die radikale Linke hatte sich gerade von dem angeblich zum Goliath mutierten israelischen David ab- und der „Arafattuch“ schwenkenden Palästinenserromantik (schlimmstenfalls inklusive Terrorausbildung im Libanon) zugewandt, und neubekehrte Feministinnen entdeckten die armen arabischen Schwestern. Dementsprechend gestaltete sich das einschlägige Publikationsangebot: meist schrill, propagandistisch, schlampig ediert - und häufig von Israelhaß und billiger Fluchthilfe aus der jüngsten deutschen Geschichte angehaucht. Als progressiver Mensch las man das eine oder andere, hatte aber bald genug davon, denn politische Kampfschriften mit ewig gleichen Manifesten können auf die Dauer nicht locken, und der gesunde Horror davor, in den Geruch des Antisemitismus oder des davon kaum zu unterscheidenden Antizionismus zu geraten, ließ einen vorsichtshalber um das ganze Sachgebiet einen großen Bogen machen. Drittens standen viele modern eingestellte arabische Intellektuelle dem Kommunismus nahe, hatten womöglich auch in kommunistischen Ländern ihre akademische Ausbildung erhalten. Das war in Zeiten des Kalten Krieges keine Empfehlung. Viertens ist die islamische Welt der christlichen ziemlich fremd geblieben. Auch der historisch gebildete und interessierte Europäer oder Amerikaner gerät meist schnell ins Schleudern, wenn es um die zeitliche und räumliche Einordnung großer Kalifen oder islamischer Rechtsschulen, Geistesströmungen und Dichter geht. Während sich jüdische und christliche Geschichte auf Gedeih und Verderb verquickten, blieb die Welt des Islam weitgehend unbekannt und - von Karl Martell über den Türkensturm auf Wien bis zu den gewalttätigen islamischen Fundamentalisten unserer Tage - latent bedrohlich.

Doch gerade jetzt, da ewig Gestrige weiterhin Blutbäder anrichten, gemäßigte Kräfte in der arabischen Welt und in Israel jedoch sehr viel stiller um Frieden und ein menschenwürdiges Leben für die Angehörigen aller beteiligten Völker ringen, kann die Auswahl arabischer Romane und Erzählungen, die bei Union und Lenos, hin und wieder auch bei dtv erscheinen, viel zum

Verständnis beitragen und dazu auch noch großes Lesevergnügen bereiten. Denn hier kommen arabische und palästinensische Schriftsteller und Schriftstellerinnen zu Wort, die zu allererst für sich selbst und ihr eigenes Sprachgebiet schreiben - und dadurch als authentische Stimmen ihres Landes oder Volkes oder aber schlichtweg als Autoren von internationalem Rang weit über ihren Lebensbereich hinaus interessant sind. Nicht alles mag uns behagen, manches ist vielleicht tatsächlich besser auf dem weniger geschichtsbelasteten Boden der Schweiz aufgehoben, aber jedenfalls gibt es hier ein immenses Sprachgebiet zu entdecken, in das uns Hartmut Fähndrich, unterstützt von seinen Kollegen und Kolleginnen, mit spürbarer Begeisterung und großer Sachkunde einführt.

Neben den bereits genannten Autoren möchte ich zum Abschluß noch Emil Habibi, den großen alten Mann der arabischen Literatur auf israelischem Boden, erwähnen. 1921 in Nazareth geboren, hat er über die Jahre den Balanceakt vollbracht, sowohl seiner Heimat Erde als auch seinem palästinensischen Volk und seiner israelischen Staatsangehörigkeit treu zu bleiben und dadurch eine wahrhaft brückenstiftende Funktion zu erfüllen. 1992 erhielt er den renommierten Israel-Preis für Literatur, und seit Beginn des jetzigen Friedensprozesses zwischen Israel und den Palästinensern ist er auch hier wieder segensreich aktiv. Zwei seiner Werke sind unter Hartmut Fähndrichs Mitwirkung bei Lenos erschienen, darunter sein Meisterwerk „Der Peptimist“, das in der von Anton Schammas erstellten hebräischen Version „Der Opsimist“ heißt.

Möge der Optimismus über den Pessimismus, der Frieden über den Krieg siegen. Und möge dieser Abend Anreiz bieten, sich der ganzen nahöstlichen Region literarisch anzunähern - sowohl in ihrer hebräischen als auch in ihrer arabischen Ausdrucksform.

In diesem Sinne übergebe ich Ihnen, lieber Hartmut Fähndrich, den Hieronymus-Ring mit herzlichen Wünschen für Ihre weitere Arbeit und eine leichte Nachfolgewahl.

Dankrede von Hartmut Fähndrich

Liebe Ruth Achlama; meine Damen und Herren:

Als Arabist, gar als Islamwissenschaftler, weiss ich, was ich in der Öffentlichkeit eigentlich zu tun hätte hier, zumal nach einer Debatte wie der um den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels, die jüngst die Republik erschütterte. Ich müsste Erklärungen abgeben, müsste Stellung nehmen, müsste mich exkulpieren. Denn inkuipiert bin ich zunächst schon als Arabist, als Interessierter an einer Welt, in der es von Fundamentalisten und Fundamentalismen nur so wimmelt, in der Horden von Fanatikern die grosse Freiheit in der Welt abschaffen wollen. Nicht in ihrer eigenen, versteht sich; da gibt's nur wenig davon. Aber ich werde keine Stellungnahmen abgeben, ich werde, wie sich's akademisch für einen Arabisten ziemt und wie man's von einem Übersetzer erst noch erwartet, philologisch werden; sicheres Terrain!

Also ein zweiter Anfang der Rede, der Dankesrede.

Zunächst war es wie ein Traum, die Mitteilung, von Ihnen, Frau Achlama, als Träger des Hieronymus-Rings auserwählt worden zu sein. Ein Traum, obwohl oder weil ich - ich würde lügen, wenn ich anderes behauptete - zuvor weder Sie noch den besagten Ring kannte. Ein Traum also. Der Grund dafür, wie kann es bei einem Übersetzer anders sein, ein sprachlicher: Ein Name wie Achlama assoziiert in einem arabischen Sprachen geschulten Hirn „Traum“. So ist die *déformation professionnelle* so weit vorangeschritten, dass die Philologie gar Träume induziert. Erst bei einem späteren Blick ins hebräische Lexikon stellte ich fest, dass *achlâmah* „Amethyst“ heisst.

Das Übersetzen verbindet uns. Zunächst auch das besonders einmal sprachlich. Ja; in unser beider Zielsprache; dem Deut-

schen, haben wir das Wort für unsere Tätigkeit, mit dem so gern gewortspielt wird, das Übersetzen und das Übersetzen: Auch das andere Wortgespiele, das aus den romanischen Sprachen, das vom *traduttore* und dem *traditore*, hat in semitischer Sprache keine Entsprechung.

Wir - ich erlaube mir die Vereinnahmungsgeste - haben ein Wort, das sich dergleichen Wortspielen entzieht, diesen Mangel aber durch Altehrwürdigkeit ausgleicht. Es ist, als *targumân*, „Dolmetsch“, im Assyrischen belegt, mit der ältesten semitischen Sprache. Abgeleitet sei es, so der einschlägige lexikale Befund, wohl von einem Verb, das „dröhnen“ und „schreien“ heisst. Wie, das wird nicht erläutert! Das Wort hat eine bemerkenswerte Geschichte erlebt. Nicht nur ist es in den nordsemitischen Sprachen zu finden. Auch das südsemitische Arabisch hat sich das Wort geholt über den rabbinischen *Targum*.

Danach, und hier wird's noch spannender, hat es auch den Weg in europäische Sprachen gefunden, als Dragoman, übernommen via Italienisch aus dem osmanischen Vielvölkerstaat, wo häufig Nichtmuslime diese Kontaktfunktionen wahrgenommen haben. Dass auch ein anderes deutsches Wort, das dieselbe Tätigkeit beschreibt, Dolmetsch, aus demselben Vielvölkerstaat stammt, erfüllt alle Mittelostfans mit Genugtuung, hat aber mit den semitischen Gemeinsamkeiten und damit der Beziehung zwischen Ihnen, Frau Achlama, und mir, nichts mehr zu tun. Doch haben auch unsere übersetzerischen Gemeinsamkeiten bald mal ein Ende. Ja, es muss gesagt sein, nicht alles verbindet!

Da ist z.B. einmal das Land, besser: sind die Länder unserer Zielsprache. Ich nehme an, nein ich weiss, dass israelisch-hebräische Literatur auf deutsch keinen so schweren Stand hat wie die arabische.

Wenige Beispiele mögen genügen, das zu verdeutlichen, zu zeigen, in welchen Bereichen ein Arabischübersetzer noch zusätzliche Energien aufbringen muss.

Da ist erst einmal das ganze Klischeemonster, das in mitteleuropäischen Gehirnen in Bewegung gerät, wenn es um arabische Literatur geht. Erschreckendes lässt sich mühelos lostreten. Von Aladdin mit seiner Wunderlampe bis zu Sindbad mit seiner Seefahreromanie ist alles da - nur nichts Modernes. Diese weitestgehende Identifikation arabischer Literatur mit 1001 Nacht und dergleichen erschwert die Verbreitung zeitgenössischer arabischer Literatur im deutschen Sprachraum.

Aber Herr Fähndrich, schrieb mir ein renommierter deutscher Arabist, dem ich ein Bändchen mit zeitgenössischen ägyptischen Kurzgeschichten zugeschickt hatte, aber Herr Fähndrich, wo bleibt denn da das Orientalische. Dergleichen treibt sich an den Unis rum!

Betrachtungen dieser Art leben vom Anekdotischen. Fragte mich ein anderer renommierter Arabist in deutschen Landen auf meine Erklärung, ich würde zur Zeit moderne arabische Literatur übersetzen, fragte der mich, ja gibt's da was, das den Schweiss der Edlen (sic! er meinte wohl seinen eigenen) wert ist. Konnte ich übrigens bejahen!

Klischees einerseits, Ignoranz andererseits also prägen das normale deutsche Verhältnis zur arabischen Literatur.

Leider kommt es noch schlimmer.

Ignoranz steht ja eigentlich nicht der Einleitung eines Lernprozesses entgegen. Das Klischee schon eher. Doch will Ignoranz beseitigt sein. Und wenn das über Bücher läuft, sind verschiedene Institutionen zur Mitarbeit gerufen. Institutionen jenseits von Autor:IN und Übersetzer:IN. Verlage also, Buchhändler und die Feuilletonseiten der Zeitungen, besonders der grösseren. Auch Schriftsteller:INNEN, deutsche, die sich für ihre arabischen Kolleg:INNEN interessieren.

Bei alldem sieht's eher finster aus, genauer, sah es ganz finster aus, als ich Anfang der 80er Jahre mit der Übersetzertätigkeit begann.

Auch Erfahrungen in diesem Bereich leben vom Anekdotischen, da dieses am Unge/erhörten Trends deutlich macht.

Ich kann hier von einem renommierten deutschen Verlag berich-

ten, mit dem ich, zehn Jahre mag's her sein, einen Briefwechsel hatte. Das Thema: Emil Habibi, inzwischen mit dem israelischen Staatspreis versehener palästinensischer Autor. Nach einigem Hin und Her um die Frage, Veröffentlichung des Romans *Der Peptimist*, beschied man mir, nein, denn: wir als Deutsche, so etwa im Brief, mit unserem besonderen Verhältnis zu Israel, können es uns nicht erlauben, ein Werk zu veröffentlichen, in dem sich der Autor, wie gelungen auch immer, unter anderem über den Staat Israel mokiert.

Dass angesichts einer solchen Haltung zur selben Zeit, etwa Mitte der 80er Jahre, Übersetzungen aus der palästinensischen Literatur in Deutschland förmlich unter dem Ladentisch verkauft wurden, versteht sich da fast schon von selbst. Man könne hier doch nicht, so hiess es da, Literatur von Terroristen auf den Ladentisch legen.

Und dass die Feuilletonseiten der Zeitung, zumal der grossen, sich bisher der arabischen Literatur in deutscher Übersetzung gegenüber eher spröde zeigten (wenige Ausnahmen bestätigen die Regel), rundet das Bild (bis in die 90er Jahre hinein) ab. Schweizer Zeitungen können sich hier übrigens einer offeneren Haltung rühmen!

Doch, um auch optimistisch zu werden oder nicht ganz pessimistisch zu bleiben - es tut sich was, zumindest auf dem deutschen Buchmarkt, im Bewusstsein auch der deutschen Leserschaft.

Da sind Lesungen, da sind Vorträge und Volkshochschulkurse, Veranstaltungen also, die vor zehn, oder gar fünfzehn Jahren noch den Ruch terroristischer Agitation auf sich geladen hätten. Ich sehe mich hier, zusammen mit den ganz ganz wenigen, die dasselbe betreiben, am Anfang einer Tätigkeit, bei der noch viel Emotionsgeröll beiseite geschafft werden muss.

Doch dann sind da auch wieder Gemeinsamkeiten zwischen Ihnen, Frau Achlama, und mir, oder sagen wir, da ist die Arbeit an etwas Gemeinsamem oder die Mitarbeit an einem grossen Projekt, demjenigen, den Mittleren Osten, die Süd- und Ostküste des Mittelmeers, in seiner Vielfalt der Nordküste dieses Mittelmeers näherzubringen, womit wir uns, so sehe ich das, am Projekt des Friedens beteiligen. Und es ist bekannt, wie mühsam es ist, Frieden zu schaffen. Bin ich nun doch an der anfänglich verschmähten Erklärung angekommen?

Beschäftigung mit Literatur in der Region Mittelost bzw. mit der Literatur aus dieser Region ist auch eine eminent politische Tätigkeit. Das wissen alle, die's tun! Und das meinen und wollen auch viele, die diese Literatur schaffen. Ich kenne z.B. in Ägypten nur wenige AutorInnen, die nie im Gefängnis waren, und in Ägypten kommt man nicht ins Gefängnis wegen Geschriebenem, sondern wegen öffentlich manifestierten abweichenden politischen Meinungen.

Der Beitrag der Übersetzung, wie man das nennt, ist es, zu zeigen, was es so gibt, was gedacht wird, wie Menschen sich sehen, sich darstellen. So können wir helfen, am Klischeelack zu kratzen. Auch an dem von der Unversöhnlichkeit.

Dass Sie diesen Bereich der Arbeit sicher in Ihre Überlegungen einbezogen haben, diesen Ring an mich weiterzugeben, dafür danke ich Ihnen ganz besonders. *Todâh rabbâh! Schukran dschazîlan!*

Irene Esters

Teufliche Übersetzerin für den Papst

Italien, Sonntag, 4.12.1994: *La Repubblica* „Traduttore diabolico per il Papa“ (dt. „Teuflicher Übersetzer für den Papst“), *Corriere della Sera*: „Germania: se il Papa diventa ateo“ (dt.: „Wenn der Papst zum Atheisten wird“), *Il Tempo*: „Quando il traduttore tradisce“ (dt. „Wenn der Übersetzer betrügt“), *Il Messaggero*: „Errori nel libro del Papa“ (Fehler im Papstbuch)

Deutschland, Dienstag, 6.12.1994: *FAZ*: „Streit um Übersetzung des Papstbuchs“, *Kölner Stadtanzeiger*: „Verzicht auf Roms Segen?“, *Rheinische Zeitung*: „Zeitdruck vermutlich Ursache einiger Fehler im Papstbuch“

Als Übersetzerin des Buches „Die Schwelle der Hoffnung überschreiten“ von Johannes Paul II. habe ich ausserordentlich traumatische Erfahrungen machen müssen, deren Ausmaß und Härte in den oben zitierten Überschriften andeutungsweise zum Ausdruck kommen. Nach Monaten des hoffnungsvollen, aber letztlich doch vergeblichen Wartens auf eine Richtigstellung der von der Presse verfälschten Tatsachen habe ich mich nun entschlossen, meinen Kolleginnen und Kollegen den Hergang dieser Geschichte zu erzählen, die wohl in unserem Beruf als schlimmstes anzunehmendes Ereignis gelten kann:

Seit 1984 und bis zum Sommer übersetzte ich als freie Mitarbeiterin für die deutsche Ausgabe des *Osservatore Romano* Ansprachen des Papstes sowie andere philosophische und theologische Texte aus dem Italienischen, Französischen und auch Englischen ins Deutsche. Meine Übersetzungen wurden kritik- und kommentarlos von der Redaktion übernommen, überprüft, verbessert und veröffentlicht, ohne daß jedoch je mein Name (wie im übrigen auch nicht der Name der anderen Übersetzer) erschien, wobei meine anfängliche Verwunderung über diese Handlungsweise - womöglich auch aus Mangel an Vergleichen - im Laufe der Jahre kraft der Gewohnheit in den Hintergrund rückte.

Im Juli 1994 las ich in der italienischen Zeitung „*La Repubblica*“ von der bevorstehenden Veröffentlichung des Papstbuchs und bewarb mich (da ich beabsichtigte, den August in Deutschland zu verbringen, und natürlich in der Hoffnung auf eine etwas lukrativere Anerkennung) telephonisch beim Verlag Mondadori um die Übersetzung des Buches. Mondadori verwies mich an Hoffmann und Campe (das Buch war nämlich just am Tage meines Anrufs per geschlossenem Umschlag an den höchstbietenden Verlag „versteigert“ worden, was - und dies erfuhr ich erst im nachhinein - vor allem den Herderverlag verärgert hatte). Wie dem auch sei, ich rief bei Hoffmann und Campe an und nach Anfertigung einer Probeübersetzung wurde mir der Vertrag zugesandt. Mir wurde ein Zeitlimit von vier Wochen gesetzt. (Hierauf konnte ich mich nur deshalb einlassen, weil ich im Laufe der Jahre nahezu alle vom Papst für seine Reden und Ansprachen benutzten Quellenhefte in meinem Bücherschrank stehen habe und weil der *Osservatore Romano* von den Übersetzern stets sehr schnelles Arbeiten verlangt.) Nach jeweiliger Fertigstellung von etwa 20-30 Seiten wurde meine Übersetzung geprüft und unter Rücksprache verbessert.

Ende August kehrte ich wieder nach Italien zurück und wickelte die Zusendung meiner Manuskripte abschließend über Fax ab. Zu meiner großen Freude bescheinigte mir die Lektorin schriftlich und ganz spontan, wie sehr sie mit meiner Arbeit zufrieden sei, und daß sie im Bedarfsfall - welcher leider nicht ausbleiben sollte - auch Reklame für mich machen würde. Ganz unerwartet hieß es dann aber einige Tage später, daß nicht mir, der Übersetzerin, das letzte Wort zustünde, sondern, daß das vatikanische Staatssekretariat die gesamte deutsche Fassung noch vor Veröffentlichung überprüfen wolle. Hoffmann und Campe hatte den Text unverzüglich an Mondadori zu senden, der ihn an die Pressestelle des Vatikans weiterleitete. Ich rief den Vatikan-Sprecher Joaquin Navarro-Valls an, um eine gemeinsame Überprüfung der Übersetzung vorzuschlagen. Seine Sekretärin konnte mir keine genaue Auskunft geben und versprach, mich sobald wie möglich zurückzurufen. Auf diesen Rückruf wartete ich jedoch vergeblich. Später erfuhr ich von Hoffmann und Campe, daß das Staatssekretariat des Vatikans keinerlei Einmischung wünsche, daß die angefertigte Übersetzung teilweise sogar umgeschrieben werden sollte und daß sich der Verlag seinerseits verpflichtet habe, diese Fassung der endgültigen Veröffentlichung zugrunde zu legen.

Meine erste Reaktion auf diese unvermuteten Direktiven war der Protest: Ich hatte vier Wochen lang all meine geistigen Kräfte mobilisiert und nun sollte meine Arbeit über meinen Kopf hinweg zunichte gemacht werden?

Nachdem Empörung und Enttäuschung abgeklingen waren,

kamen wir, d.h. die Lektorin und ich, zu dem Schluß, daß es womöglich doch besser sei, wenn theologisch geschulte Geistliche im Vatikan den Text absegneten. Wir trösteten uns damit, daß wir auf diese Weise gegen Beanstandungen gefeit wären.

Das vatikanische Staatssekretariat behielt, prüfte und korrigierte den Text bis kurz vor Drucklegung (angeblich sollen mindestens drei Herren des vatikanischen Staatssekretariats an der Redaktion/Revision des Textes mitgewirkt haben), so daß dem Verlag, dem der Erscheinungstermin zwingend vorgegeben war, für die technischen Arbeiten (Satz, Korrektur, Umbruch, Revision, Filmen) ganze zwei Tage zur Verfügung standen.

Ich selbst hatte keinerlei Einsicht mehr in den Text und habe das Endprodukt erst am 14. November, d.h. drei Wochen nach seiner Veröffentlichung erhalten.

Das Buch erschien pünktlich. Die Kaufreaktionen waren vielversprechend, und aus Hamburg trafen lauter positive Meldungen ein.

Am 4. Dezember ereilten mich dann allerdings fürchterlichste Nachrichten. In der italienischen Tagesschau hieß es mit einem Mal, die deutsche Übersetzung des Papstbuches sei von Atheisten angefertigt worden, statt „theistisch“ habe man „atheistisch“ geschrieben und statt der katholischen Muttergottes habe man die muslimische Fatima heraufbeschworen. Ich glaubte meinen Sinnen nicht zu trauen, doch leider bestätigten die italienischen Tageszeitungen diese bittere Wahrheit. Allesamt gaben sie als Quelle ihrer Informationen die von Giulio Andreotti herausgegebene (in außerkirchlichen Kreisen höchst unbekannt) Monatszeitschrift „30 Giorni“ an. In Deutschland platzte die Bombe dann in abgeschwächter Form zwei Tage später, wobei es aber empörend war, daß der Vatikan kategorisch abstritt, den Text jemals überprüft, geschweige denn, verbessert zu haben!

Ich war wie gelähmt, da ich mich zunächst als Alleinverantwortliche wähnte. Als ich aber begann, die in den Zeitungen aufgelisteten Fehler zunächst mit der Endfassung, d.h. mit dem gedruckten Buch und dann mit meinem, von der Lektorin verbesserten Erstmanuskript zu überprüfen, fiel zumindest das Schuldgefühl von mir ab: Ich hatte „theistisch“ geschrieben, ich hatte „die Erscheinung von Fatima“ und nicht „die Erscheinung der Fatima“ geschrieben. Der Zufall wollte, daß ausgerechnet ein weitläufiger Bekannter von mir - der bis zum damaligen Zeitpunkt nicht wußte, daß ich die Übersetzung des Papstbuches angefertigt hatte - für den „Messaggero“ den höchst bisigen Artikel „Errori nel libro del papa“ geschrieben hatte. Als er über die näheren Zusammenhänge der Übersetzung aufgeklärt wurde, rief er mich sofort an und faxte mir, sozusagen als Entschädigung, die Quelle des Unheils zu, d.h. den noch nicht veröffentlichten und erst für die nachfolgende Ausgabe der „30 Giorni“ bestimmten Artikel „Orrori di Stampa“.

Ich ließ der Lektorin diesen Artikel gleich zukommen und tagelang beschäftigten wir uns mit nichts anderem, als die Entstehungsgeschichte der aufgelisteten Fehler zurückzuverfolgen.

Das Ergebnis unserer Nachforschungen war, daß viele der so

schrill angeprangerten Fehler gar keine Übersetzungsfehler sind, sondern auf sprachliche Zweideutigkeiten oder eindeutige inhaltliche Fehler im italienischen Manuskript zurückgehen, das seinerseits eine Übersetzung aus dem Polnischen ist (s. Hansjakob Stehle „Höllische Eile beim heiligen Buch“, in *Die Zeit*, 11. Mai 1995). Obskurerweise ist der Übersetzer in der italienischen Ausgabe nicht vermerkt. Aus dem Material, das mir die Lektorin per Fax zukommen ließ, geht außerdem eindeutig hervor, daß die vom Verlag korrigierte Erstfassung im vati-

kanischen Staatssekretariat abgeändert worden war, wobei auch einige dieser „Verbesserungen“ die unheilvolle Fehlerliste schmücken. Die Fehler, die auf mein Konto gehen, hatte die Lektorin in der wirklich „höllischen Eile“ übersehen und erstaunlicherweise waren sie auch den Korrektoren im Staatssekretariat nicht weiter aufgefallen. Andere Fehler wiederum sind bei der Abschrift im Verlag entstanden (so z.B. „atheistisch“ statt „theistisch“, „der Fatima“, statt „von Fatima“).

Nach all diesen Erkenntnissen stellte und stellt sich immer noch die Frage nach dem Warum der Anprangerung durch die Zeitschrift „30 Giorni“: Warum wurde der Artikel noch vor seiner Veröffentlichung in „30 Giorni“ an die Presse weitergegeben? Warum wurde nicht zuallererst der Verlag

informiert? Und vor allem: Wer hat sich die unglaubliche Mühe gemacht, den deutschen Text Wort für Wort mit dem italienischen Text zu vergleichen?

Im Nachhinein wurde ich von mehreren Seiten darüber aufgeklärt, daß der Artikel aus vaticaninternen Zwistigkeiten heraus entstanden sei, die mit der Vergabe des Papstbuches an Mondadori, bzw. Hoffmann und Campe zusammenhängen, daß aber auch auf mich persönlich gemünzte unchristliche Gefühle wie Neid und Mißgunst nicht unbeteiligt waren. Es würde an dieser Stelle zu weit führen, auf die auch mir nur ansatzweise bekannten Einzelheiten über die näheren Beweg- und Hintergründe einzugehen.

Was den Verlag Hoffmann und Campe angeht, so hat er mir gegenüber insofern Anstand bewiesen, als im Vertrag freiwillig und ohne Bedingung meinerseits von einer 0,5%-Beteiligung der Übersetzerin ab dem 30.001. Stück die Rede ist. Die Lektorin hat im Laufe des Streßmonats und der folgenschweren Zeit danach zu mir gehalten, wodurch allerdings aller Kontakt zum Verlag über sie lief (so ist beispielsweise auch die Anfertigung des Errata-Zettels unser Gemeinschaftswerk). Weder der Programmchef noch der Verlagssprecher von Hoffmann und Campe haben sich je direkt mit mir in Verbindung gesetzt, wobei ich mangels Erfahrung mit deutschen Verlagen nicht weiß, ob dies immer so gehandhabt wird.

Ich kann nur von Glück sagen, nicht im Mittelalter zu leben, da man mich damals - so steht es im *Corriere della Sera* - womöglich ohne viel Federlesens als Ketzerin verbrannt hätte. Dem läßt sich nur entgegenhalten, daß man im Mittelalter nie und nimmer einer Frau die Übersetzung eines solchen Textes anvertraut hätte.

Geneigte Abonnenten!

Das erste Heft eines neuen Jahrgangs liegt vor Ihnen - Gelegenheit, an die Begleichung der Abonnementsgebühren für den Jahrgang 1995 oder - wie wir leider feststellen müssen, in zahlreicheren Fällen - auch früherer Jahrgänge zu denken. Wir rufen Ihnen daher zu: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir auch weiterhin beliefern.“

Red.

DER ÜBERSETZER erscheint vierteljährlich. Einzelpreis DM 6.-, Jahresabo DM 20,- zuzüglich Versandkosten. Herausgeber: Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e. V. (VdÜ) in Zusammenarbeit mit der Bundespartei Übersetzer des VS in der IG Medien, Friedrichstr. 15, 70174 Stuttgart. Verantwortlich: Burkhard Kroeber, Hohenzollernstraße 83, 80796 München. Redaktion: Silvia Morawetz, Im Kreuzgewann 4, 69181 Leimen; Renate Orth-Guttmann, Sachsenhäuser Landwehrweg 82, 60599 Frankfurt; Denis Scheck, Südwall 18, 47638 Straelen. Herstellung: Michael Georgi. Postgirokonto für die Zeitschrift DER ÜBERSETZER: Stuttgart Nr. 932 68-704 (Bankleitzahl 600 10070). Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe. - Druck: SATZSPIEGEL, Joseph A. Smith, Untere Straße 25, 37120 Bovenden.